



El Paraiso, das Paradies, so heißt im Hochland von Guatemala das Tal, in dem das Dorf Xecaquixcán liegt. Paradiesisch ist das Leben dort nicht: Auf dem Land leben acht von zehn Menschen in Armut. Das soll sich ändern, indem die Bauern mehr ernten als sie verbrauchen und die Überschüsse verkaufen. FOTO: ZACHARY TOWNE-SMITH/EUROPEAN JOURNALISM CENTRE

VON SOPHIE CROCOLL

Xecaquixcán – Der Nebel hängt tief über dem Paradies, als María Suy Ramírez aufbricht. Durch die Schwaden schimmert das Grün der Bäume. In der Ferne schießt ein Wasserfall über Felsen. Verwunschen sieht an diesem Morgen das Tal aus, das die Bewohner des Dorfes Xecaquixcán im Hochland Guatemalas El Paraiso nennen. María Suy Ramírez steigt über Terrassen den Hang hinauf, vorbei an Maisstauden, die die kleine Frau überragen. Ein orange-blau-pink-grüner Punkt, in diesen Farben ist das Tuch gewebt, das sie zusammengefaltet auf dem Kopf trägt. Suy, fester Blick, Hängeohrringe, bestickte Bluse, will in den nächsten Tagen ernten. Sie spricht die Maya-Sprache K'iche, Tochter Cristina übersetzt. Ein spanisches Wort schleicht sich in Suys Sätze: Zanahoria, Karotte.

Seit drei Jahren pflanzt die Bäuerin die Gelben Rüben an. Dabei schmecken sie ihr nicht einmal besonders. Sie mag Mais und Bohnen, die ihre Familie schon anbaute, als sie noch ein Mädchen war. Aus Karotten kocht sie Marmelade für die Enkel. Vor allem aber verkauft sie die Rüben: an den US-Handelskonzern Walmart, der sie in den Supermärkten in der Hauptstadt anbietet und sie nach Mexiko exportiert.

Eine Brücke für den Kokainschmuggel aus Kolumbien in die USA

Hilfsorganisationen haben die Karotte nach Xecaquixcán gebracht, Teile des Projekts hat die Europäische Union finanziert, Oxfam ist dabei und eine guatemalteksche Gruppe, die, das verheißt der Name, ihr Land landwirtschaftlich und unternehmerisch entwickeln will. Indem die Bauern nicht mehr nur Mais und Bohnen pflanzen, sondern auch Brokkoli, Kürbis, Zuckerkürbis, Sellerie, Tomaten und eben Karotten – um sich ausgewogener zu ernähren. Vor allem aber, um nicht mehr nur für sich selbst zu produzieren, sondern um das Gemüse zu verkaufen. Es ist der Schritt von der Subsistenzwirtschaft zur Teilnahme am Welthandel.

Seitdem ist María Suy Ramírez, fünf Kinder, sieben Enkel, etwa 2200 Quadratmeter Land, nicht mehr nur Bäuerin. Sie ist Unternehmerin auf dem Weltmarkt. Es ist der Versuch, für Guatemala und für die Menschen dort in einer globalisierten Wirtschaft einen Platz zu finden.

Einfach ist das nicht, nach Jahrzehnten der Gewalt. Mehr als 35 Jahre gekämpft haben sich in dem Land Militär und Guerilla, beide Seiten mordeten, insgesamt wurden mehr als 200 000 Menschen getötet, zu einem sehr großen Teil Angehörige der Maya-Völker. 450 000 Menschen flüchteten. Dann, 1996, unterzeichneten die verfeindeten Gruppen Friedensverträge. Aber auch heute noch wird in Guatemala alle 100 Minuten ein Mensch ermordet. Das Land ist im Drogenhandel zu einer Brücke für den Kokainschmuggel aus Kolumbien nach Mexiko und in die USA geworden, immer mächtiger werden die Kartelle in den Grenzregionen. In den Städten rauben, dealen, entführen und morden die Maras, Gangs von Jugendlichen, die aus den USA in die Heimat ihrer Eltern, nach Guatemala, abgeschoben wurden.

Die Gewalt kostete das Land im vergangenen Jahr acht Prozent seines Bruttoinlandsprodukts (2012: 50,4 Milliarden US-Dollar), etwa vier Milliarden Dollar, das hat der guatemalteksche Think Tank Fundesa ausgerechnet. Die Gewalt lähmt Guatemala in seiner Entwicklung. Wie auch die marode Infrastruktur: Wege bemisst man in dem Land in Stunden, nicht in Kilometern, weil Straßen eng und kurvig sind, viele schlecht oder noch immer gar nicht asphaltiert.



Besonders viele Arme sind Angehörige der Maya-Völker und leben auf dem Land. Noch immer ist die Landwirtschaft der bestimmende Bereich der Wirtschaft Guatemalas. Der Agrarsektor trägt mit 13,4 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt bei, beschäftigt aber ein Drittel der Erwerbstätigen. Mehr als 40 Prozent der Landbevölkerung besitzt allerdings weniger als 1,4 Hektar Land pro Eigentümer. Den Großgrundbesitzern, etwa 2000 Familien, gehören etwa 70 Prozent der Ackerfläche.

Die meisten Familien in Xecaquixcán besitzen ungefähr so wenig Land wie María Suy Ramírez, sie haben es von ihren Eltern geerbt, wie schon die von ihnen. Das Dorf liegt etwa 160 Kilometer nordwestlich der Hauptstadt, in der Provinz Sololá, der zweitärmsten des Landes. Die Guatemalteken sagen: drei, vier Stunden von Guatemala-Stadt entfernt. Die letzten neun Kilometer windet sich eine Schotterstraße den Hang hinauf. Etwa 50 Familien wohnen hier, in niedrigen Häusern, ein oder zwei Zimmer, aus Steinen gemauert. Auf einem Wellblechdach liegen Kapuzenpullover zum Trocknen, einer rot, einer gelb, einer türkis. In einem Hof mit Lehm Boden steht



ein Webstuhl. Ein Haus fällt von Weitem auf: zweistöckig, strahlend weiß getüncht, Arkadengänge, Flachdach. Die Familie hat es von dem Geld bezahlt, das der Ehemann und Sohn in den USA verdient und in die Heimat geschickt hat. Mehr als 1,4 Millionen Guatemalteken sollen illegal in den Vereinigten Staaten leben. Im vergangenen Jahr überwiesen sie fast 4,8 Milliarden US-Dollar an ihre Familien. Diese Remesas machen damit fast zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts aus.

Bevor die Hilfsorganisationen nach Xecaquixcán kamen, bepflanzten die Bauern die Hänge – sechs, manchmal acht Monate im Jahr säten und ernteten sie. In der Trockenzeit zogen die Männer umher und suchten Arbeit. Die Mitarbeiter zeigten den Dorfbewohnern, wie sie die Felder als Terrassen anlegen, damit der Regen den Boden nicht fortschwemmt. Sie haben die Felder mit Steinen und Autoreifen befestigt, dazwischen Gras gepflanzt für die Tiere, und Obstbäume. Sie haben Schläuche am Boden verlegt, damit sie die Felder bewässern können, wenn es nicht regnet, und so das ganze Jahr produzieren.

Doch die Menschen aus Xecaquixcán sollten nicht nur bessere Bauern werden. Sie sollten auch Unternehmer sein.

Deshalb stehen drei Dorfbewohner in Gummistiefeln, grünen Kitteln und mit Haarnetzen in einem gekachelten Raum und sortieren Karotten. Die Erde haben sie schon abgewaschen, jetzt verteilen sie die Gemüsepflanzen auf drei Kisten, wie es Walmart vorgibt: Für die kleinen zahlt der Handelskonzern über eine Tochtergesellschaft 77 Centavos pro Pfund, etwa sieben Euro-Cent. Die mittleren bringen acht Cent für ein Pfund und die richtig großen, dicken Karotten pro Stück fünf Cent. Mit den Preisen, sagen sie im Dorf, sind sie zufrieden, das sei etwas mehr, als Karotten auf dem Markt einbrächten. Um die 95 Prozent verkaufen sie an Walmart, nur die verwachsenen, warzigen oder grünlichen Möhren verwenden sie weiter selbst.

Die Bauern haben sich zusammenge-

Klein, mittel oder groß? Ein Dorfbewohner vermisst die gewaschenen Karotten nach dem Maßstab des US-Handelskonzerns Walmart. Bäuerin María Suy Ramírez (Bild links, mit Tuch) baut die Rüben seit drei Jahren an, um sie zu verkaufen – ihr selbst schmecken sie nicht besonders. Tochter Cristina (unten) übersetzt ins Spanische.

FOTOS: ZACHARY TOWNE-SMITH/EUROPEAN JOURNALISM CENTRE (2), OH



schlossen, um gemeinsam die Preise zu verhandeln – und die Gemüsemengen aufbringen zu können, die der Abnehmer verlangt. „Jede Woche muss ein Bauer auf zwei Feldern Karotten säen, damit wir die Menge erreichen“, sagt María Suy Ramírez. Sie ist Anfang 50, aber man sieht ihr an, dass sie schon auf den Feldern arbeitet, seit sie ein Mädchen war. Suy steht der Vereinigung der Bauern als Präsidentin vor – im vom Machismo geprägten Guatemala ist es nicht selbstverständlich, dass die Männer dafür eine Frau bestimmt haben. Suy wundert sich darüber nicht: „Ich sage immer meine Meinung und mache überall mit“, sagt sie.

In Xecaquixcán seien jetzt weniger Kinder unternährt, sagen die Mitarbeiter der Hilfsorganisationen. Die Hälfte der Familien verfüge bereits über ein höheres Einkommen als vor Projektbeginn. Suy drückt es so aus: „Wenn ich alles kaufen muss, verschwindet mein bisschen Geld schnell. So gehe ich einfach in den Garten und schneide mir etwas ab. Und den Rest verkaufe ich.“

Doch es schafft auch neue Abhängigkeiten, plötzlich in den globalisierten Markt einzutreten. Von den Abnehmern, die jede Woche ihre Lastwagen die Schotterpiste nach Xecaquixcán quälen und das in den Preisverhandlungen ausspielen. Gern würden die Bauern ihre Zuckerkürbis ohne Zwischenhändler direkt an die großen Exporteure verkaufen. Organisieren können sie das bislang nicht. Die Regierung kümmerne sich nur um die Autobahnen, sagt ein Dorfbewohner, die sich von Nord nach Süd und vom Atlantik zum Pazifik ziehen. Dabei müssten die Wege auf dem Land zugänglicher werden – das sind die Auffahrten auf den Weltmarkt.

Die Bauern kaufen ihre Karottensamen auf dem Markt in der Provinzhauptstadt Sololá. Von welchem Unternehmen, das weiß María Suy Ramírez nicht. Aber sie sagt, dass manchmal die Preise steigen: „Dann ist es schwierig, genug Samen zu

kaufen und wir müssen uns Geld leihen.“

Das Dorf Xecaquixcán in der Provinz Sololá, für Adrián Zapata ist es eine Insel: „Manchmal weckt ein erfolgreiches Projekt deine Begeisterung. Aber unsere Probleme sind strukturell. Wie viele Hilfsorganisationen müssten kommen, um die zu lösen? Das kann nur der Staat“, sagt er. Zapata, 63, schütteres Haar, kräftiger Vollbart, war 40 Jahre Mitglied der revolutionären Bewegung in Guatemala. Heute verantwortet er für die Regierung die Entwicklung des ländlichen Raums, was erstaunlich ist, wenn man bedenkt, dass Präsident Otto Pérez Molina während des Bürgerkriegs als General auf der Seite der Gegner Zapatas stand. Zapata sieht nur einen Weg für sein Land, sich zu entwickeln: „Wir müssen die bäuerliche Wirtschaft fördern, etwas anderes haben wir schlicht nicht.“

Seine Lösung: eine Landreform. Dass es die mit dem konservativen Präsidenten geben wird, daran zweifelt Zapata selbst. „Wenn es darum geht, den Landbesitz zu reformieren, schreiben die Unternehmer: ‚Kommunismus, das ist der Teufel.‘ Aber der Marktmechanismus hat versagt“, sagt er. Mit den Friedensverträgen wurde Ende der Neunzigerjahre ein Fonds eingerichtet, der Kredite vergibt, damit Vertriebene und Flüchtlinge Land kaufen können. Die sollen bei der Vergabe der Kredite bevorzugt werden, Kaufpreise und Zinsen orientieren sich aber am freien Markt. Studien haben ergeben, dass so – ganz legal – der Landbesitz heute noch konzentrierter ist, die Monokulturen zugenommen haben.

Wären mehr Menschen am Wohlstand beteiligt, würde auch die Wirtschaft wachsen

„Die Familien, die im Land das Sagen haben, sehen nicht, dass, wenn sie mehr Menschen am Wohlstand beteiligen, auch die Wirtschaft wächst und sie daran verdienen können“, sagt auch Juan Domingo Jimenez, Präsident der Deutsch-Guatemaltekschen Industrie- und Handelskammer. Er sitzt zwischen einem Schwarz-Weiß-Porträt von Bundespräsident Joachim Gauck und einem schon älteren Farbfoto, auf dem Angela Merkel deutlich frischer in die Kamera lächelt als sie es heute oft tut. Jimenez hat 20 Jahre im Ausland gearbeitet, in Europa, Brasilien, und ist dann nach Guatemala zurückgekehrt. „Viele Veränderungen, viel Wachstum habe ich nicht gesehen“, sagt er. Die Industrie stagniere, niemand investiere. Es klingt resigniert. Zwar habe sich die Bevölkerung seit 1996 fast verdoppelt, aber die Hälfte der Menschen überlebe nur, nehme nicht am Geschäftsleben teil, zahle keine Steuern. So sei das Wesen seiner Landsleute.

Die meisten, sagt er, leben für den Tag. Man kann das zynisch nennen in einem Land, in dem das durchschnittliche Einkommen der reichsten 20 Prozent der Bevölkerung 20 Mal über dem des untersten Fünftels liegt. In dem ein Fünftel der Landbesitzer noch nicht einmal genug erntet, um sich selbst zu versorgen.

Auch Jimenez hat eine Vision für sein Land. „Wir werden ein Agrarland bleiben“, sagt er. Aber: Guatemala solle eine Agrarindustrie aufbauen. Damit die landwirtschaftlichen Produkte nicht weiter für wenige Cent verschleudert würden. In den vergangenen 33 Jahren hat das Land ein einziges Mal mehr exportiert als importiert, das war 1986. Jimenez empfiehlt, beispielsweise Babymöhren anzubauen, zu waschen, einzufrieren, in Tüten zu verpacken – und zu Walmart zu bringen. US-Amerikaner mögen das als gesunden Snack, statt Kartoffelchips. Babymöhren in Tüten bringen einen höheren Preis als Rohware, die Wertschöpfung lohnt sich.

Da ist sie wieder, die Karotte.